

Der Klosterherr zu St. Georgen in Stein a. Rh.

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 37

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643856>

Nutzungsbedingungen

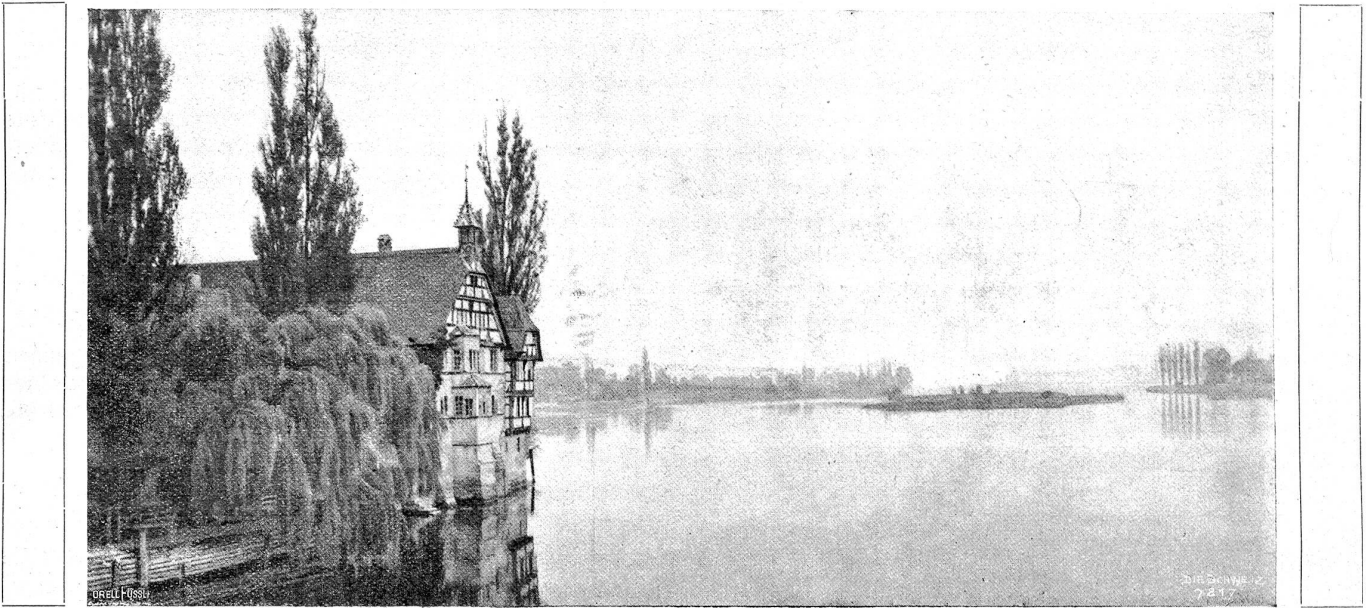
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Kloster St. Georgen in Stein am Rhein (Schaffhausen). — Abtöhnung und Blick auf den Rhein.

„Jetzt will ich's zuerst dem Metti und dem Muetti noch einmal sagen und wenn's dir ernst ist, darfst du dich einmal bei uns zeigen. Am ersten Donnerstag im Herbstmonat kannst du nach Ruffenmatt kommen und zum Vorwort haben, du wollest Schafe kaufen. Da wirst du mich dann wohl etwa finden, wenn du die Augen aufstust.“

Nach dieser Aussprache war es beiden lind und wohl ums Herz. Hin und wieder gellten in den stillen Waldesdom Tauchzer und freischende Laute vom nicht fernen Tanzplatz. In den Lärm zurückzukehren, fühlte das Pärlein keine Lust mehr. Kari presstierte für heim, der Vater möge das Melken nicht mehr verbringen; er geleitete das Mädeli auf den Weg, der gegen den Schlupf führte, und versicherte sich noch einmal der Verheißung: „Also am Verenenmärit!“

VI.

Frühling war's; die Sonne spendete die Strahlen göttlicher Freundlichkeit und die Vöglein frohlockten, Benz aber berzete und Züsi kiffelte, denn im Weberhäuschen geschahen ungewohnte Dinge. Die Handwerksleute waren auf der Stör, brachten Unmuß und Kosten. Der Zimmermeister hängte an das schwarzbraune Stubenwerk der Hütte eine Behausung, deren frisch gehobelte Läden hell ins Land hinausglimmerten, und der Dachdecker stülpte über den Rasten ein Stück schneeweißes Schindeldach, das sich von dem moosgrünen Stroh nebenan höchst wirkungsvoll abhob. Der ganzen Aenderung konnte wahrlich nicht nachgeredet werden, daß sie etwa ein Vorläufer der Heimatschutzbewegung gewesen wäre. Man hatte hier vielmehr das Beispiel eines möglichst stillen Flidwerks vor sich.

Aber was im Werk begriffen war, das sollte nach Kari's Absicht den Frieden im Hause sichern. Es war Heimatschutz, nicht als künstlerische, sondern als sittliche Tat.

Benz und Züsi sollten im Altenteil für sich haufen können. Der Webstuhl sollte in einem Raume unter der Stube Platz finden. Für das junge Ehepaar blieb die alte Wohnung fortan unbestritten. So sah der Plan eine Tren-

nung der Gewalten vor, die berufen schien, dem Frieden förderlich zu sein.

Einstweilen freilich lieferten die Unruhen der Bauzeit den reizbaren Gemütern der Alten manchen Zündstoff. Benz jammerte und schimpfte: „Das kostet ein Heidengeld.“ — „Es geht ja nicht über dich aus“, höhnte Züsi, „der Junge schafft ab!“ (Abschaffen = die Rechnung bezahlen.) „Ganz gleich, ganz gleich, es geht uns doch ans Lebige. Wie wollte er uns noch den Schleiß geben?“

Das Ende vom Klageliede war gewöhnlich, daß Züsi trotz allen Widerreden auch von der Angst angesteckt wurde; dann zog es, ohne zu bedenken, daß es den zweiten Mann hatte, über das Heiraten als die schlimmste Todsünde los. Die Zimmerleute belustigten sich an diesen Schimpfreden, fanden aber immerhin, der erwarteten Sohnsfrau warte hier nicht viel Schönes. (Schluß folgt.)

Der Klosterherr zu St. Georgen in Stein a. Rh.

Zu Herrn Professor Dr. Ferd. Betters Hinscheid
am 6. August 1924.

Wir haben eine doppelte Veranlassung, des am 6. August jüngsthin verstorbenen Ordinarius der germanischen Philologie und älterer deutscher Literatur an unserer Hochschule nicht in der Chronik mit einem kurzen Nekrolog sondern im Hauptblatt mit einer etwas ausführlicheren Darstellung zu gedenken. Einmal gebietet dies die Dankespflicht dem fleißigen Förderer bernischer Literatur und Kunst gegenüber. Dann darf in einem bernischen Blatte auch einmal von den großen Verdiensten des Verstorbenen um die Erhaltung des kunsthistorisch so hochinteressanten Benediktinerklosters St. Georgen in seiner Vaterstadt Stein a. Rh. eingehender berichtet werden.

Recht vielen Stadtbernern dürfte der starkgebaute, temperamentvolle Herr mit dem weißlockigen mächtigen Haupte von einer Begegnung her in Erinnerung geblieben sein. Sei es von der Hochschule oder von einem öffentlichen Anlasse her, an dem Professor Better als Redner oder Rezitator oder gar als Regisseur auftrat. Oder sei es, daß ihnen der robuste schöne Greis aufgefallen ist, wie er im kältesten



Kloster St. Georgen in Stein a. Rh. — Speisezimmer des Abtes (ca. 1510).

Winter ohne Mantel mit geschäftigen, kurzen Schritten, den Stock in der Rechten, einen Stoß Bücher unter dem linken Arm zu seinem heimeligen Chalet am Alten Nargauerstalden emporgestiegen ist. Professor Ferdinand Better war — wie dies in seinem Nachruf im „Bund“ Professor Dr. D. v. Grenerg richtig betont hat — in Temperament und Art kein Berner. Er war uns zu rasch und phantasievoll in seinen Plänen und Veranstaltungen; er rechnete meist zu wenig mit der Tatsache, daß der Berner bedachtam alles zuerst prüfen will, bevor er ja sagt. So sah er die Mitbürger ihm nur mit halbem Schritte und mißtrauisch entgegenkommen, wo er begeisterte Zustimmung erwartet hatte. Diese Erfahrungen entmutigten ihn nicht; er blieb der arbeitsfreudige, jede Aufgabe mit Energie anpackende Idealist bis an sein Lebensende.

Als der junge Gelehrte von Chur und Marau weg, wo er kurze Zeit als Gymnasiallehrer gewirkt hatte, 1876 nach Bern berufen wurde, fand er sofort die Probleme, an denen er seinen geschulten Geist und seine hervorragende Arbeitskraft erproben konnte. Er wählte sich mit sicherem Blick für die bedeutungsvollsten Erscheinungen des bernischen Geisteslebens die drei Großmeister: Niklaus Manuel, Albrecht Haller und Jeremias Gotthelf zum Spezialgebiet seiner Forschung. Mit großer Hingebung übersehte und erläuterte er Manuels Fastnachtspiele. Seine Ausgaben Manuelscher Werke, und nicht zuletzt jene von ihm mit großer Hingabe und viel Geschick 1918 im Berner Stadttheater inszenierte Aufführung der Fastnachtspiele: „Die Totenfresser“ und „Von Papsts und Christi Gegensatz“ ließen weitere Kreise Anteil nehmen an der Erkenntnis, daß der Maler des „Totentanzes“ und spätere Staatsmann auch ein geistreicher Dichter war.

Die Albrecht Haller-Literatur sodann hat Better bereichert durch eine Ausgabe des Briefwechsels Hallers mit dem Zürcher Gelehrten Joh. Gekner aus den Jahren 1728–1738, vom Lateinischen ins Deutsche übersetzt.

Noch in seinen letzten Lebensjahren hatte er sich die schöne, aber umständliche und schwierige Aufgabe gestellt, den handschriftlichen Nachlaß Albrecht Hallers, der 1778 mit der ganzen Bücherei von den Erben nach Italien verkauft worden ist, wieder nach Bern zurückzubringen. Er ließ sich von den maßgebenden Behörden, die dem Plane gewogen waren, den Auftrag geben, mit den italienischen Behörden wegen der Zurückgabe der Hand-

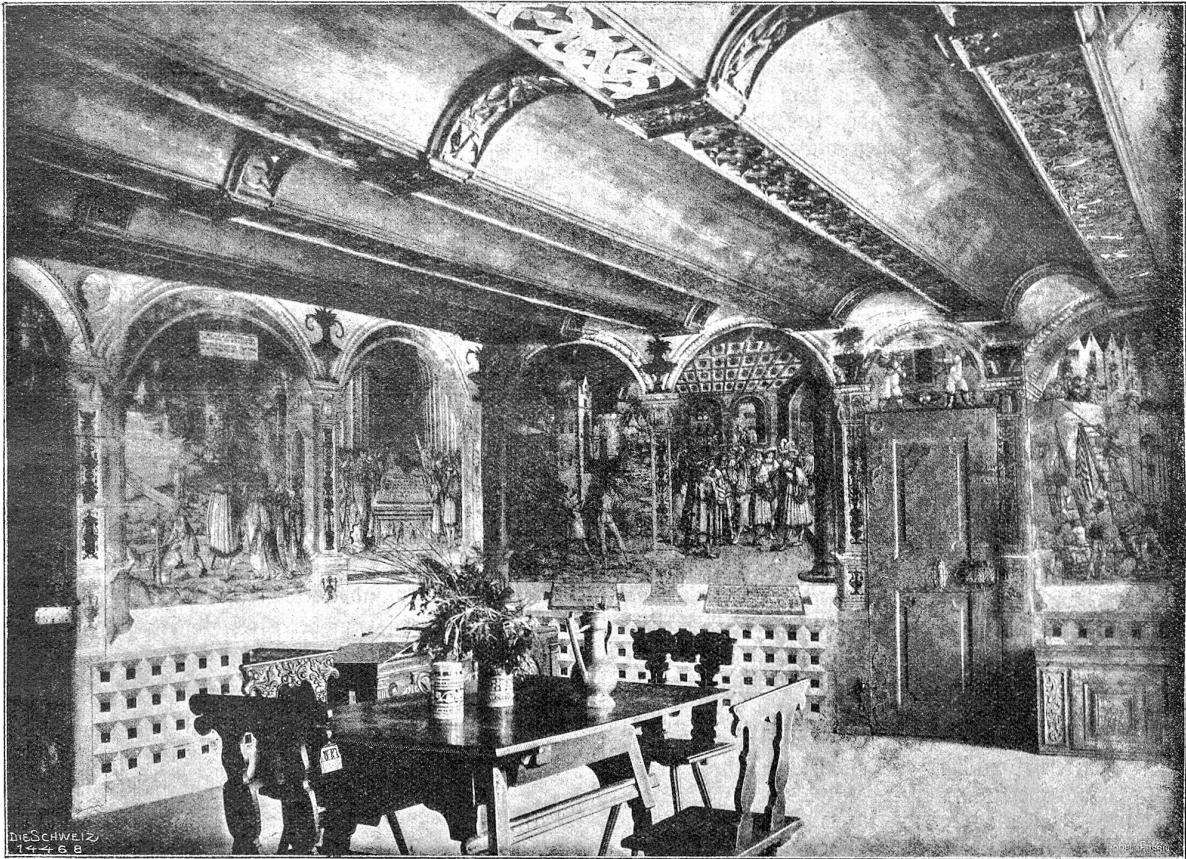
schriften zu verhandeln. Die Antworten lauteten günstig. Italien war bereit, gegen Kompensationen, d. h. Abtretung gewisser für die italienischen Bibliotheken wichtiger Schriften, die gewünschten 65 Bände Haller-Manuskripte Bern zurückzugeben. Better reiste nach Mailand, das die Haller-Schätze in seiner Brera-Bibliothek hütet, nach Pavia, wo er die nach Paris weisende Spur des lange verloren geglaubten Herbarium Hallers fand, und dann nach Rom, um mit dem Unterrichtsminister direkt zu verhandeln. Ueberall fand er freundliche Aufnahme. Aber zuletzt erwiesen sich dann die italienischen Bedingungen doch als unausführbar, und der Handel kam nicht zustande. Das war vielleicht die letzte große Enttäuschung, die Professor Better in seinem Leben erfuhr. Doch dürften seine Bemühungen doch nicht ganz umsonst geblieben sein. Durch sie sind wertvolle Anhaltspunkte für einen neuen Versuch in günstigerem Zeitpunkt gewonnen. Bern ist auf alle Fälle dem Verstorbenen zu Dank verpflichtet für die Aufklärungen über den Haller-Nachlaß, die er aus Italien heimgebracht hat.

Unbestritten groß ist Professor Beters Verdienst um die Gotthelf-Forschung. Wir verdanken ihm die Kenntnis des Gotthelf'schen Reisetagebuches von 1821, das er im „Sonntagsblatt des Bund“ veröffentlichte, sowie eine Ausgabe des Briefwechsels zwischen Gotthelf und R. N. Hagenbach. Wertvolle Vorarbeit leistete er der heutigen großen Gotthelf-Ausgabe durch seine „Gesamtausgabe“ (1897–1899), die 24 Bände plus einen Band Erläuterungen hätte umfassen sollen, aber leider wegen mangelnder Unterstützung schon mit dem 10. Bande stecken blieb.

Die kleineren Publikationen zu diesen drei großen Themen seien hier nicht aufgezählt. Erwähnt seien nur seine Studien über die Sänger und Chronisten des Laupenstreites, über die Herkunft des Namens Bern, über die Sage vom Herkommen der Schwytzer und Oberhasler und über bisher unbekannte Berner Oberländer Dichter des 17. Jahrhunderts. Ein verdienstvolles Werk war auch seine — nach D. v. Grenerg' Urteil — „gründliche und mit geistesverwandter Sympathie“ geschriebene Biographie des Berner Dichters Ferdinand Schmid (Dranmor). Erinnert sei auch daran, daß Professor Better einer der Gründer des Münsterbauvereins war, dem wir bekanntlich den Ausbau des Münsters verdanken. Als Freund der Kunst und großer Kenner speziell der kirchlichen Kunst war er wie kaum ein anderer kompetent, für den Bau in Wort und Schrift zu werden.



Kloster St. Georgen in Stein a. Rh. — Kreuzgang (1510).



Kloster St. Georgen in Stein am Rhein. — Sesssaal Abt Davids von Winkelsheim (1515/16).

Einen zweiten Wirkungskreis hatte sich Ferdinand Better — wie schon angedeutet — in seinem Heimatort, dem historisch-schönen Schaffhauser Städtchen Stein a. Rh. gesichert, indem er Besitzer wurde des mittelalterlichen so idyllisch am Rhein gelegenen Klösterchens St. Georgen, das zu einem kirchen- und kunsthistorischen Museum auszugestalten er sich zur Lebensaufgabe stellte.

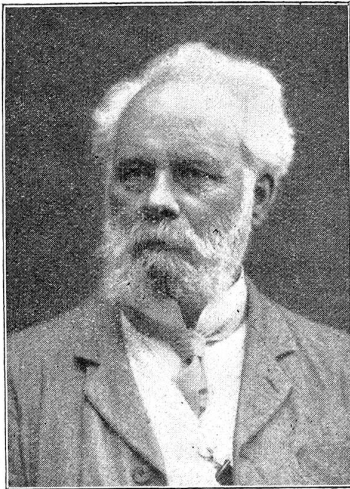
Aus seinem „Klosterbüchlein“ entnehmen wir über die Geschichte des Klosters St. Georgen das folgende: Es ist gegen Ende des 10. Jahrhunderts durch die Herzogin Hadwig und Herzog Burkhard II. von Schwaben, dem durch Scheffels Roman bekannten Herrscherpaars von der Burg Hohentwiel, gegründet und mit reichen Gütern ausgestattet worden. Von den Benediktinermönchen, die mehr als ein halbes Jahrtausend hier hausten, hat einer sich in der Literatur verewigt, Kunrat von Ammenhausen, der in seinem „Schachzabelbuch“ das Schachspiel so hübsch in Versen beschrieb und erläutert hat. Der bedeutendste aber war Abt David von Winkelsheim (1460—1526). Er brachte das Klösterchen zur Blüte, obgleich es mit ihm damals nur 7 Mönche zählte. Unter ihm ward der ganze Südflügel der innern Klosteranlage um- und teilweise neugebaut. Insbesondere verdankt ihm das Kloster die Ausschmückung und teilweise auch die Anlage der Abtswohnung, des Speisemanners mit dem freundlichen Erker über dem Rhein, der obern Abtsstube mit ihrem schönen Schnitzwerk und vor allem des Festsaals, wo sich die Schnitzereien (Decke) und Wandbilder nur so häufen. (Siehe Abbildung oben.)

Im Jahre 1524 wurde die Klosterkirche einem evangelischen Pfarrer übergeben — drei Jahre vorher hatte Zwingli das Klösterchen besucht. 1525 sodann wurde die Abtei aufgehoben. Von 1525 bis 1840 hausten zürcherische und später schaffhauserische Amtsleute im Kloster. Während 30 Jahren war St. Georgen Eigentum des Städtchens Stein a. Rh. Im Jahre 1875 sollte es an drei Gerber-

meister übergehen, die an seiner Stelle eine Lohgerberei errichten wollten; durch den Geldsturz des einen zerschlug sich der Handel, so daß die Stadt gerne das Kaufangebot ihres Mitbürgers Better, Pfarrers von Henggart, annahm und ihm das Klostergebäude verkauften. Damit war St. Georgen gerettet. Der praktische Pfarrer, der acht Kinder besaß, richtete das verlotterte Gebäude zum Wohngebäude ein, ließ Dächer und Fenster flicken und legte überall selbst mit Hand an. Als er im Jahre 1888 starb, übernahm unser Professor Better das Kloster und begann sogleich, oft unterstützt von guten Freunden, die Wiederherstellung des Bauwerkes, dessen schönster Saal (Festsaal) seit den Tagen von Abt David (1516) ganz unverändert geblieben war, während andere Räume und deren Vorräume durch Uebermalung und Verbauung arg gelitten hatten. Alle seine Ferien verbrachte Ferd. Better in seinem lieben Besitztum, oft allein, oft mit der ganzen Familie oder einzelnen Gliedern derselben. Da wurde mit großem Eifer restauriert, gepußt und abgekratz, mit Holzhämmern die Ueberlückung sorgfältig abgeklopft, wobei die ganze Familie half und sich freute, wenn eine schöne Malerei zum Vorschein kam. In dem schönen Speisemann des Abtes malte Hans Sandreuter von Basel neue Bilder aus der Klostergeschichte, da die alten nicht mehr herzustellen waren; das Ferienleben mit solchen Künstlern brachte allen frohe Stunden. 1891 wurde das Kloster unter eidgenössischen Schutz gestellt.

Im Jahre 1896 organisierte Prof. Better eine vielbesuchte und vielgerühmte Ausstellung klösterlicher Kunst in St. Georgen. 1906 wurde die frühere Abtskapelle mit dem ehemaligen Chorlehn wieder hergestellt. Eine Arbeit folgte der andern, soweit die Ferien und das Geld langten, manchmal sogar mehr als es langte. Denn der Unterhalt der weitläufigen alten Gebäude war eine große finanzielle Last, die auch durch die bescheidenen Eintrittsgelder der Besucher nicht genügend erleichtert wurde. Die Familie richtete sich in der

Lebensführung so ein, daß Vieles erreicht werden konnte; jedes Glied opferte seine egoistischen Wünsche dem hochgesteckten Ziele, das ihnen der Vater immer wieder vorhielt.

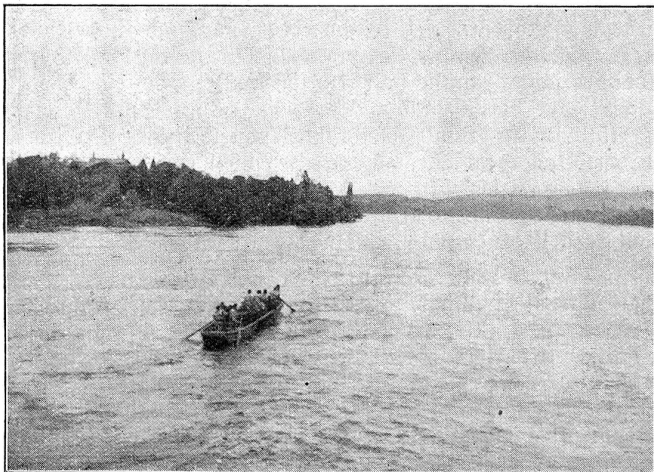


Prof. Dr. Ferdinand Vetter, † 6. August 1924.
(Phot. Fuß, Bern.)

So kam ein Werk zustande, das dem Verstorbenen nicht nur die Dankbarkeit seiner Vaterstadt, sondern die Anerkennung und die Bewunderung weitester Kreise einbrachte. Durch die unermüdlige und aufopfernde Arbeit von Professor Vetter und seiner Familie ist uns eine Klosteranlage erhalten geblieben, die in ihrem Äußern eine wahre Idylle (man vergleiche die Ansicht auf S. 511) und in ihrer reichen künstlerischen Ausstattung im Innern eine Schatzkammer zu nennen ist.

Noch war dem Schreibenden ein persönlicher Augenschein nicht vergönnt.

Das läßt sich nachholen und auch die Beschreibung der Schätze von St. Georgen. Jedenfalls hat das schöne Rheinstädtchen durch Professor Vetter eine Sehenswürdigkeit geschenkt bekommen, die schon um ihrer selbst willen einen Besuch verlohnt. Die Bewohner von Stein am Rhein wissen dieses Verdienst ihres Mitbürgers auch zu schätzen. Sie nahmen den Anlaß der Bestattung des würdigen Klosterherrs von St. Georgen zu einer schönen, eindrucksvollen Ehrung wahr. Wie es der Verstorbene gewünscht hatte, führten sie die irdische Hülle ihres lieben Prof. Vetter in einem Kahn auf dem Rhein hinab nach Schaffhausen zur Kremation. „Unter großer Teilnahme und in Anwesenheit nahezu der gesamten Bevölkerung des Städtchens wurde an der nach dem Rhein führenden Treppe, von der aus einst der letzte Abt, David von Winkelsheim, die Flucht stromaufwärts ergriffen hatte, der Sarg auf einem Dreiteiler-Ponton aufgebahrt, dessen mittlerer Teil mit der Leiche schwarz ausgeschlagen war. Um den Sarg türmte sich ein Berg von Kränzen auf. Neun Mann steuerten das Schiff Schaffhausen zu. Als es vom Ufer abstach, ging eine sichtliche Bewegung durch die Menge und als der eigenartige Trauerzug, der auch das Leichengeleite der näheren Verwandten und Leidtragenden mit sich führte, die Brücke passierte, da ward er mit einem Blumenregen überschüttet; die Bürgerschaft von Stein a. Rh. nahm tief ergriffen rührenden Abschied von ihrem Toten und ihrem um ihr Gemein-



Prof. Ferdinand Veters letzte Fahrt.

wesen vielverdienten Bürger.“ So schildert ein Einsender im „Bund“ Ferdinand Veters letzte Fahrt.

Vor einem kleinen Kreise von Verwandten und Freunden sprach im Krematorium des Waldfriedhofes von Schaffhausen sein einstiger Schüler und Nachfolger im Amte, Herr Prof. Dr. O. v. Greperz, im Auftrage der Hochschule ein kurzes, schönes Abschiedswort. Die Trauerrede, deren Niederschrift uns der Verfasser in liebenswürdiger Weise zur Benützung überließ, vergleicht sehr schön den Arbeitsertrag von Ferdinand Veters 77 Jahren mit einem vollen Erntewagen, auf den der Unermüdlige bis fast zur letzten Stunde noch Garbe um Garbe hinaufreichte.

Auch wir möchten mit unseren Zeilen auf diesen Erntewagen einen schlichten Kranz gelegt haben. H. B.

Babette, die seltsame Magd.

Von Walter Keller.

Ueber unseren gelehrigen Hund machte sich die Köchin Babette, unsere Magd, wunderliche Gedanken und behauptete, es gehe bei ihm nicht mit rechten Dingen zu, das sei ein verwandelter Mensch.

Aber noch viel mehr fürchtete sie sich vor einer rotgefleckten Kaze, die ab und zu aus der Nachbarschaft zugehauert kam und in der Küche nach Ueberresten vom Essen suchte. Schließlich blieb diese Kaze ganz da und war nicht mehr zu vertreiben. Wegen ihres rotgetigerten Felles nannten wir sie das „Tigerli“.

Wenn nun die Küchentür geschlossen war, so hatte die Kaze die Gewohnheit, an die Türfalle hinaufzuspringen, um die Tür zu öffnen und dann fiel sie gewissermaßen mit der aufgehenden Tür in die Küche herein.

Darüber erschrak die Köchin so sehr, daß sie davon eilte und sich so lange versteckt hielt, bis das Tigerli weg war. Sah sie aber im Gang draußen die rote Kaze gegen die Küchentüre herankommen, so schmetterte sie wie besessen die Türe zu und verhielt sich mäusenstill. Nach einer Weile machte sie die Türe wieder spaltweit auf, um zu spähen, ob die Kaze weggegangen sei. Dann rannte sie spornstreichs in ihre Kammer hinauf, ihr Amulett zu holen. Nach einer Weile erschien sie wieder in der Küche und zeigte triumphierend ihren Talisman, ein viereckiges Säcklein, das sie an einer Schnur um ihren Hals hängen hatte, und sagte zu meiner Mutter:

„So, Madame, jek kann mir die Kaze nichts mehr anhaben, jek bin i gefeit gegen die besen Geister. Gosh use do, Kaze! Rote Haare — Gott bewahre!“

Als nun die Mutter verwundert fragte, warum sie so vor der Kaze ängstlich wie ein Has davonlaufe und was denn das für böse Geister seien, vor denen sie sich so fürchte, da sagte sie: „Da, sehen's mal, was die Kaze für zwei Augen macht! Ist des nit der bare Teifel? Die Kaze ist doch nix anderes als ein verwandelte Mensch. Des ist gewiß emal e rotes Frauzimmer gwese. Meiner Lebtag hab' i Respekt ghabt vor alle rothaarige Frauenspersone, und nu gar vor so ner rote Kaze, wie des eine is.“

Dann fügte sie hinzu, wenn die rote Kaze nicht aus dem Haus komme, dann gehe sie fort, sie wolle nichts mit Geistern zu tun haben.

Überall sah diese eigenartige Person nichts anderes als Geister, und sie erzählte uns Kindern oft von der Seelenwanderung des Menschen, an die schon die Ägypter mit Recht geglaubt hätten. Alle Menschen — so behauptete sie — seien vorher einmal Tiere gewesen, die guten seien als farbenprächtige Schmetterlinge oder buntschillernde Vögel über Felder und Wiesen geflogen, die schlechten Menschen müssen sich zur Strafe auch nach dem Tode noch einmal in Tiere verwandeln, in Eulen, Füchse, Wölfe und sonderlich in giftige Vipern, darum gäbe es so viele Schlangen auf der Welt. Die Seele dieser roten Kaze sei demnach